Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 5

Artikel: Kollege Häuptli
Autor: Frei, Otto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663659

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kollege Häuptli

Von Otto Frei

Seit zehn Jahren sitzen wir einander Tag für Tag so gegenüber, mein Kollege Häuptli und ich — im Bureau nämlich, er an seinem und ich an meinem Pult. Man blickt einander sozusagen ständig in die Augen, und was hinter diesen Augen vorgeht, im Kopf, im Herzen, in der Seele, auch das liegt schließlich alles offen zutage. Möglich, daß man sich im Einzelnen manchmal noch voreinander verschließt, im Ganzen aber gibt es bei Häuptli und mir keine unerforschten Tiefen mehr. Nein, wir sind längst weit davon entfernt, ein Buch mit sieben Siegeln füreinander zu sein.

Und trotzdem habe ich also kürzlich in Häuptlis Benehmen diesen auffälligen Wandel wahrgenommen. Mein Kollege schien sich über Nacht ein neues Gesicht zugelegt zu haben, und seine ganze Art, sich zu geben und umzutun, war zu seinem Vorteil verändert. Was mochte nur in den Mann gefahren sein? Gibt es vielleicht trotz allem noch ein Geheimnis zwischen ihm und mir?

*

So weit ich mich zurückerinnern kann, ist mein Kollege immer dieser grobschlächtige und etwas schwerblütige Bursche gewesen, ein Mann in den Dreißigern, mit einem kurzen Bürstenschnitt über der Stirn und einer braunen Hornbrille auf der breiten Nase.

Vor zehn Jahren, als ich sein Pultnachbar wurde, war Häuptli eben daran, einen eigenen Hausstand zu gründen. Er betrieb diese lebenswichtige Sache mit dem nötigen Ernst und nicht ohne ein gewisses Geschick. Als ich eines Abends Gast bei den jungen Eheleuten war, stellte ich mit Verwunderung fest, daß sie sich ihre Dreizimmerwohnung gediegen und mit anerkennenswertem Geschmack eingerichtet hatten. Häuptli besaß einen angebornen Sinn für das Echte, das war mir nicht neu, aber hier war außerdem eine geschickt disponierende Hand am Werk gewesen, die Hand seiner Gefährtin vermutlich, einer kleinen und nicht eben robusten Frau.

Mein Kollege ging also daran, in diesen soliden und gefälligen Rahmen sein häusliches Eheglück einzubauen. Das mußte ihm, aller Voraussicht nach, auch gelingen, denn er und seine Frau erwiesen sich für den Außenstehenden als zwei wohl aufeinander abgestimmte Partner, die sich wechselseitig auf das glücklichste ergänzten. Häuptli war in jenen Wochen ein angenehmer, immer zu einem Scherz aufgelegter Kollege. Der tägliche Umgang mit ihm regte an, man war gewissermaßen der stille Teilhaber eines hausbackenen Glückes, das sich von Monat zu Monat noch zu runden und zu festigen schien.

„Du hast in der Liebe das große Los gezogen", sagte ich eines Tages zu Häuptli. „Wenn dir das gleiche Glück auch noch mit den Kindern blüht . . .?

Kinder?

„Nein", sagte er über sein Pult hinweg, „man kann nicht Sohn und Vater zugleich sein."

Häuptli liebt es manchmal, sich auf so seltsame Art auszudrücken. Aber was meinte er damit nun wieder? War mein Kollege tiefsinnig geworden?

Es stellte sich heraus, daß Häuptli auch noch für seine Eltern aufzukommen hatte. Er war ihr einziges Kind, und nun lag die Last ihrer alten und kranken Tage ganz allein auf ihm. Wir gerieten darüber in einen heftigen Disput. War das ein Grund, auf die Nachkommenschaft zu verzichten? Durfte man sich nicht getrost an das Wort der Bibel halten, das da sagt, daß der Sohn Vater und Mutter verläßt, um seinem Weibe anzuhangen? Und ging es an, wegen der Sorge um die Eltern das andere Gebot — zu wachsen und sich zu mehren — in den Wind zu schlagen? Pflicht gegen Pflicht also, und man kam fürs erste an kein Ende. Mein Kollege war gewissermaßen dazu verurteilt, mit zurückgewandtem Blick durchs Leben zu schreiten. Daß der Mensch ein Anrecht auf ein ganzes und volles Glück hat, dagegen kam Häuptli nicht auf, aber er scheute sich, die Konsequenzen zu ziehen. Er war zu gut und vielleicht auch zu bequem dazu.

„Kommt Zeit, kommt Rat", sagte er.

An der Zeit konnte es nicht fehlen, sie kam herauf und verging, wie sie immer kommt und

geht, aber um den Rat war es weniger gut bestellt.

„Ist es nicht herzzerreißend drollig?" fragte Häuptli einmal. „Da warte ich also auf das Erlöschen zweier Menschenleben, um dann an ihrer Stelle ein neues — oder vielleicht zwei — anzünden zu können; denn im besten Falle reicht es nicht für mehr. Der Zuwachs wird also den Abgang aufwiegen, aber was ist denn das für ein Leben! Und dabei steht noch nicht einmal fest, ob es überhaupt je dazu kommen wird."

Gewiß, der Fall Häuptli lag eigenartig. Und er war bis zu einem gewissen Grade sogar typisch für eine Zeit, die angefangen hatte, an alle Dinge, auch an die heiligsten, nicht anders als mit der Preisliste in der Hand heranzutreten. Man gab vor, im Namen des Lebens Vorsorge treffen zu wollen, und es war doch gerade die Lebensangst, die sich diese biedermännische Maske vorgebunden hatte.

Nun soll aber niemand glauben, mein Kollege sei über all diesen Problemen aus dem Gleichgewicht geraten. Er hatte wohl ab und zu seinen bösen Tag, aber sich zu hintersinnen, lag nicht in seiner gesunden Natur. Er ging den Weg des geringsten Widerstandes und nahm fürs erste ein paar seiner vorehelichen Beschäftigungen und Gewohnheiten wieder auf. Häuptli verfügte noch immer über eine gute Stimme, und darum entschloß er sich, die Mitgliedschaft beim Gemischten Chor, dem er in den Tagen des Brautstandes etwas voreilig den Rücken gekehrt hatte, wieder zu erwerben. Das ließ sich um so leichter bewerkstelligen, als auch seine zarte kleine Frau Neigung zeigte, ebenfalls mitzutun. Sie war in letzter Zeit nicht immer bester Laune gewesen; hin und wieder eine abendliche Ablenkung, ein Vereinsausflug und eine Theateraufführung konnten auch ihr in mehr als einer Hinsicht nur förderlich sein.

O — mein Kollege entwickelte sich. Es machte ganz den Anschein, als ob gewisse Eigenschaften in ihm einzig auf den Tag der Entdeckung gewartet hätten. Nun war es so weit, Häuplti konnte sich entfalten, und seine glänzenden Gaben kamen zur Geltung. Mit einem Wort: Häuptli machte Karriere. Er ließ sich in den Vereinsvorstand wählen, und zwei Jahre später, als ihm das Vertrauen der Mitglieder die Ehre des Präsidiums aufdrängte, stand er sozusagen auf dem Gipfel seiner Macht.

Ich erinnere mich aus jener Zeit noch lebhaft einer Neujahrsfeier, die ich mit dem Ehepaar Häuptli zusammen im Schoße des Gemischten Chors verbrachte. Es war ein Fest der Sängerfamilien, von dem es nachher in der Tagespresse mit Recht hieß, es sei ein vergnüglicher und in allen Teilen wohlgelungener Anlaß gewesen. Häuptli, der Präsident, hatte die Leitung inne, und er entledigte sich dieser Aufgabe mit viel Takt und Geschick. Während ich an einem kleinen Tisch zuvorderst im Saal seiner Frau Gesellschaft leistete, erschien mein Kollege von Zeit zu Zeit immer wieder vor dem Vorhang, um das Nötige zu sagen, und immer fand er im rechten Augenblick das richtige Wort. Man hätte ruhig auch auf den Ansager für den gemütlichen Teil verzichten können, Häuptli wäre in seiner drolligen und trockenen Art auch für dieses Amt der geignete Mann gewesen. Die Stimmung im Saal war vorzüglich, und sie erklomm gegen Mitternacht, wie gewünscht, eine Höhe, die an Ausgelassenheit grenzte. Es war die klassische Silvesterstimmung der Vorkriegszeit, das übliche Hochgefühl, mit dem der biedere Bürger das scheidende Jahr verabschiedet und das heraufsteigende willkommen heißt. Ja — wenn nicht jener peinliche Zwischenfall bei der Verlosung sich ereignet hätte! Frau Häuptli, die nach fünf Blindgängern endlich einen Treffer gezogen hatte, lief erwartungsvoll zum Gabentisch und kam, atemlos vor Freude und Neugier, mit einem ansehnlichen Paket an ihren Platz zurück. Welch ein Kunststück aber, so eine vielfach verknüpfte Packschnur rasch und sorgsam zu lösen! Häuptli half mit dem Sackmesser nach. Was zum Vorschein kam, war eine vollständige Bebé-Ausstattung, vom niedlichen Häubchen bis hinunter zu den noch niedlicheren Pantöffelchen, alles in rosa und weiß... Rings um uns ein großes Hallo, versteht sich, und lauter grinsende Gesichter! Mein Kollege konnte von Glück reden, daß er eben weggerufen wurde, aber seiner Frau half niemand aus der Bedrängnis. Um den Zwischenfall nicht noch peinlicher zu machen, lachte sie gezwungenermaßen ein wenig mit. Dann packte sie

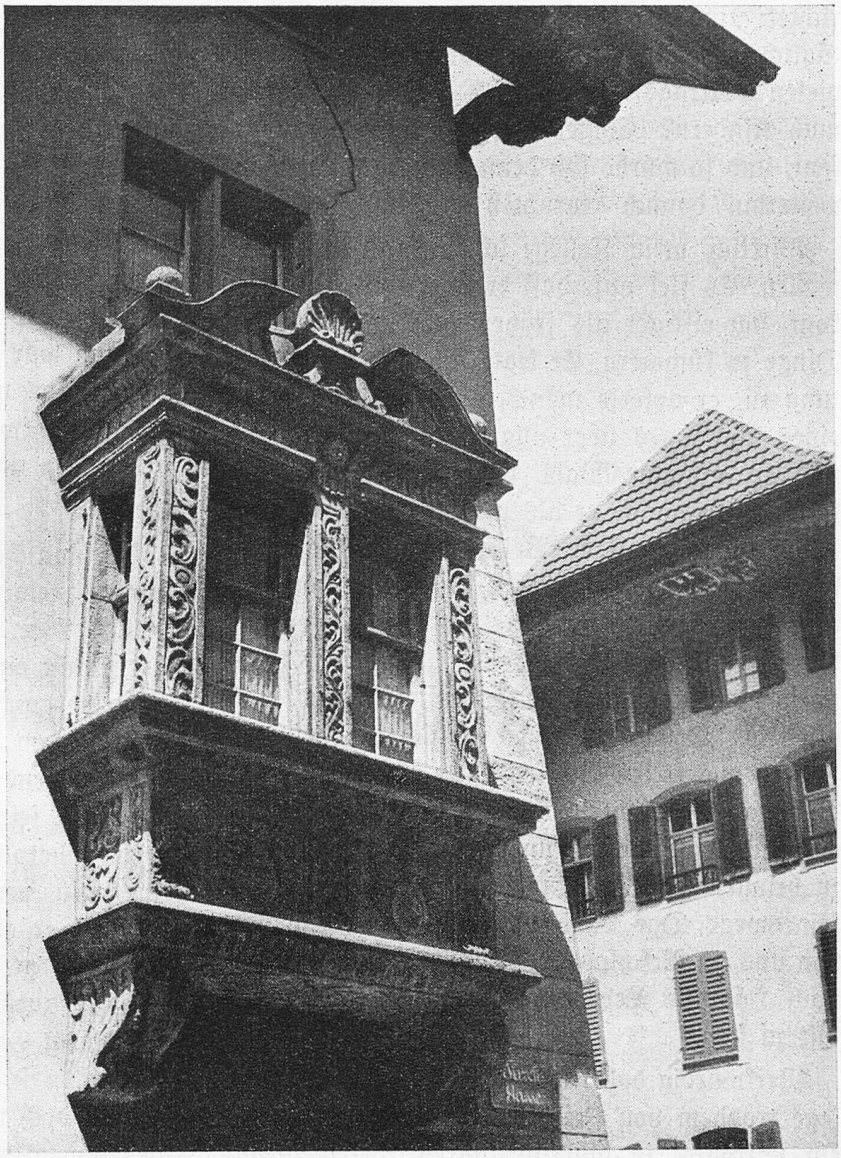
das wollene Zeug sorgsam wieder ein. Für den Rest des Abends war sie aber auffallend einsilbig und sehr blaß.

*

Nicht lange nach dieser Nacht geschah es übrigens, daß Häuptlis Vater an einem Altersleiden erkrankte und von einem Tag auf den andern das Zeitliche segnete. Und wiederum nicht lange danach drückte Häuptli auch seiner Mutter die Augen zu. Sie war dem Vater, wie das zuweilen geschieht, recht eigentlich nachgestorben. Die beiden Alten hatten sich wie dürre Blätter vom Baum des Lebens gelöst (ein Windstoß schüttelt den Zweig, und ein Blatt wirbelt dem andern nach).

*

Was hatte sich geändert? Unser Kollege kam und ging, er war weiterhin die Pünktlichkeit in Person und ließ es nach wie vor weder an Fleiß noch an Hilfsbereitschaft fehlen. Hatte sich denn wirklich nichts geändert? Gut, man mußte wohl Geduld mit ihm haben; es war vermutlich nicht leicht, sich von einem Tag auf den andern zurechtzufinden, und es bedurfte einer gewissen Zeit, um in einem neuen Leben frisch Wurzel zu schlagen.



Schöner Erker an einem Haus in Aarau — Phot. W. Haller, Zürich

Außerdem brach dann ja der Krieg über die Welt herein, wieder einmal, und man kam einander immer wieder für Monate aus den Augen. Ich stand damals häufig im Felde, wenn ich aber ab und zu für wenige Tage an mein Pult zurückkehrte, fand ich immer den gleichen zugeknöpften und unlustigen Häuptli vor, einen Mann, der sozusagen in seinem eigenen Schatten stand und fror. Als ich mir eines Tages die Freiheit herausnahm, so nebenbei auf eine gewisse Bebé-Ausstattung anzuspielen, hatte mein Kollege fürs erste keine andere Antwort als eine tief gefurchtete Stirn.

„Man ist in diesen Zeiten nicht mehr zu solchen Späßen aufgelegt", sagte er dann, „in meinem Alter schon gar nicht." Das sollte wohl eine Rechtfertigung sein. „Und überhaupt", fügte er etwas kleinlaut bei, „wir haben uns abgefunden und unser Leben entsprechend eingerichtet."

Das war vermutlich sein letztes Wort: einge-

richtet! Und der Ruf des Landes, der damals täglich aus allen Zeitungen und wöchentlich aus vielen Vortragssälen scholl? Der Ruf des Landes nach Kindern? Eingerichtet, hatte Häuptli gesagt, und so würde sich denn auch das Vaterland weiterhin danach einrichten müssen...

Wirklich, mein Kollege schien Ernst machen zu wollen. Es fiel auf, daß er nach und nach dazu kam, sich eifriger als früher auch um öffentliche Dinge zu kümmern. Er legte sich eine zweite Zeitung zu, er opferte manchen Abend dem Besuch eines Vortrages über allgemeine Landesfragen, und so oft eine Wahl oder eine Abstimmung fällig war, machte er als pflichtbewußter Bürger seinen Gang zur Urne. Bei all dem mochte er das herzstärkende Gefühl nähren, ein Mann von einigem Eigengewicht zu sein, der sich eingeordnet hatte und stramm in der Reihe schritt. Das tat er übrigens sogar buchstäblich, nämlich als Mitglied der Ortswehr, in die er sich nach einigem Zögern aus freien Stücken hatte einreihen lassen. Nein, an Möglichkeiten, sich öffentlich zu betätigen und seine Person uneigennützig zur Geltung zu bringen, fehlte es meinem Kollegen damals keineswegs. Das Land nahm ihn, wie die meisten von uns, in Beschlag, und damit schien die Frage nach Häuptlis Lebenszweck auf lange Sicht gelöst zu sein.

Merkwürdig dabei war freilich, daß unser Kollege trotzdem von Zeit zu Zeit immer wieder in ein unfrohes, ja mürrisch-saures Wesen zurückfiel. Er konnte sich wohl tagelang in seiner aufgedonnerten Geschäftigkeit allerlei vormachen, aber dann kamen unweigerlich und immer häufiger wieder die Zeiten der Unruhe, der Leere und des inneren Ungenügens. Dann war es kein sonderliches Vergnügen mehr, sein ständiger Pultnachbar zu sein. Nun war es an uns, sich abzufinden (nämlich mit seiner Übellaunigkeit), und an uns, sich einzurichten (nämlich nach seiner immer üppiger ins Kraut schießenden Besserwisserei). Denn er entwickelte sich mehr und mehr zum Zeitkritiker und hatte bald für jedes Übel im Land ein Kurmittel und für jeden Mißstand in der Welt eine heilwirkende Salbe zur Hand. Daß die Welt im höchsten Grade verbesserungsbedürftig sei, stritt ihm niemand ab, aber daß nun ausgerechnet er den Allerweltsdoktor spielen mußte! Warum eigentlich und — für wen? Für wen — wenn man fragen durfte?

„Für mich selbst und des Teufels Großmutter!" gab er den Hieb schlagfertig zurück.

Nein, so hatten wir es ja nicht gemeint. Aber Häuptli hatte eine endgültige Schwenkung in den Kreis jener Zeitgenossen gemacht, die aus irgend einem Grunde den natürlichen Anschluß an die Zukunft verpaßt haben. Kinder? Ja, Kinder! Und nun war er wohl nicht mehr zu retten. Wir nahmen uns vor, größte Nachsicht zu üben, und schließlich gewöhnten wir uns daran, seine Art zu ertragen und ihn von Herzen zu bedauern...

*

Und nun habe ich also, wie gesagt, im Benehmen meines Kollegen vor kurzem einen auffälligen Wandel wahrgenommen. Er scheint sich über Nacht ein neues Gesicht zugelegt zu haben, und seine ganze Art, sich zu geben und umzutun, ist zu seinem Vorteil verändert. Es muß etwas Grundstürzendes vorgefallen sein.

Häuptli seinerseits denkt nicht daran, mit der Sprache herauszurücken. Gut, es geht wohl um seine rein persönlichen Angelegenheiten? Möglich, daß er einen Ausweg aus seiner ehelichen Sackgasse gefunden hat, auch das wäre ihm schließlich zuzutrauen. Dann aber mag er mit sich und seinem Gewissen auf eigene Faust ins Reine kommen.

Nein, doch wieder nicht. Denn es ist eine richtige, sonnenklare Heiterkeit, die manchmal unvermittelt aus seinen Augen bricht. Geht es da noch an, an Hinterhältigkeit zu denken?

Eines Tages nehme ich mir also ein Herz und fordere meinen Kollegen heraus: „Was ist eigentlich los mit dir?"

Häuptli schaut über sein Pult zu mir herüber wie einer, der sich anschickt, um Entschuldigung zu bitten.

„Ja", sagte er, „es ist nun endlich doch so weit." Und dann, mit einem glücklichen breiten Grinsen unter seiner braunen Hornbrille: „Ich muß nämlich langsam daran denken, mich nach einem Taufpaten umzusehen."

Hier schaltet Häuptli eine Pause ein. Sie ist auch durchaus angebracht. Und erst nachdem er festgestellt hat, daß sein Geständnis auf mich zwar überwältigend, aber doch nicht tödlich gewirkt hat,

fügt er etwas herzhafter bei: „Wenn du vielleicht Lust hättest und mir den Gefallen tun wolltest . . ."

Zugegeben, es ist viel auf einmal. Aber nun darf man wohl um alles in der Welt nicht zurückhaltend sein, wenn es gilt, einen raschen Entschluß zu fassen.

„Knabe oder Mädchen?" scherze ich noch, schon wieder Herr der Lage.

„Ein Kind", sagt Häuptli schlicht und gewissermaßen mit vorweggenommener Vaterwürde, „das wird uns genügen."

Ob ich wollte, hat er also gefragt. Natürlich will ich! Von ganzem Herzen sogar! Denn nie kann ich meinem Kollegen einen bessern Freundesdienst erweisen als gerade jetzt, wo das Schicksal daran geht, aus dem toten einen lebendigen Häuptli zu machen.

Unsere Soldaten

Des Schweizerlandes Dank und Stolz
gilt heute seinem besten Holz:
Den wackeren Soldaten!
Sie tragen treu in Freud und Leid
das schlichte, graue Ehrenkleid,
die Waffe und den Spaten.

Ein jeder läßt sein schönstes Glück,
ein liebend Herz, ein Heim zurück
und opfert seine Tage.
Dem freien Volk zu Nutz und Wehr,
für seines Banners blanke Ehr
tut er es ohne Klage.

Er geht durch Regen, Schnee und Wind,
durch Wochen, die voll Mühsal sind
und beißt auf seine Zähne.
Er lacht am Sonntag laut und froh,
doch manchmal nachts fällt still ins Stroh
auch eine herbe Träne.

Mit einer Elle mißt man nicht
das Maß der treuerfüllten Pflicht,
man wägt's mit keiner Waage.
Und für den wohlverdienten Sold
kommt nur das allerreinste Gold,
die Dankbarkeit in Frage!

Soldaten, wo Ihr steht im Land,
wir schütteln Euch die harte Hand;
Ihr wißt, was es bedeutet.
Harrt aus, bis man von Turm zu Turm,
nach banger Zeit und rauhem Sturm
dem neuen Frieden läutet.

Mumenthaler.

Millionen hinter Stacheldraht . . .

168 000 Russen gefangen — 90 000 Serben in Gefangenenlager übergeführt — 18 000 Alliierte, darunter 11 000 Engländer in rückwärtige Sammellager abtransportiert — 130 000 Deutsche allein in einer Woche in Gefangenschaft geraten — Über 150 000 Truppen der Achse durch Gefangennahme aus dem Kampf ausgeschieden — das sind einige Titel von Meldungen, die im Lauf des vierjährigen zweiten Weltkrieges irgendwann zu lesen waren. Wir haben zweifellos über die Zahlen gestaunt, haben ihnen vielleicht dann und wann auch nicht ganz getraut, aber — Hand